

Handwerk erzählt

ROHNSTOCK
BIOGRAFIEN

Thüringer
Wald

Gefördert durch:



Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages



Der Beauftragte der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer

Zwischen Tradition & Zukunft

Thüringer Wald

Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft

Ein Erzählprojekt von Rohnstock Biografien,
gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung
für die fünf neuen Bundesländer



ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

www.rohnstock-biografien.de

Handwerk erzählt

im Thüringer Wald

Katrin Rohnstock

Entwicklerin und Leiterin
des Projekts »Handwerk erzählt –
Zwischen Tradition und Zukunft«;
Gründerin und Inhaberin
von Rohnstock Biografien

Nach Mellenbach-Glasbach kamen wir, das Projektteam von »Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft« bei Dunkelheit, es lag Schnee, es war kalt. Die Bürgermeisterin der Stadt Schwarzatal, Kathrin Kräupner, empfing uns im Gemeindehaus und hatte für Getränke und Snacks gesorgt. Nebenan tagte der Karnevalsverein. Kurz vor 19 Uhr füllte sich der Raum. Alte und Junge kamen. Sie wollten den Geschichten der Handwerker lauschen. Zwei Zimmermänner erzählten – abendfüllend. Ergreifend. In zwei weiteren Thüringer Erzählsalons waren die Glasbläser zu Gast: In der Goethepassage in Ilmenau und im Rathaus von Lauscha hörten wir ihre Geschichten und lernten den Unterschied zwischen der Produktion von technischem Glas und Glaskunst kennen.

In dieser Broschüre liegen nun die persönlichen Geschichten der Handwerker vor – sie künden von ihren Werten, von Fleiß, Sorgfalt und der Liebe zu ihrem Material. Darin steckt auch die Zeitgeschichte der letzten sechzig Jahre. Nirgendwo anders erlebten wir das so intensiv wie im Thüringer Wald. Nach der Wende, als es in den 2000er-Jahren kaum noch Arbeit gab, zogen junge Handwerker in die Welt, andere mussten sich neu orientieren.

Um nicht nur die jüngeren Erfahrungen, sondern auch das jahrhundertealte Wissen der Handwerker zu heben und festzuhalten, initiierten wir, unterstützt durch den Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer im Bundesministerium für Wirtschaft und Energie, das Projekt »Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft«. So konnten wir von Juni 2019 bis März 2020 in zehn Orten und Regionen in Sachsen und Thüringen Handwerker in Erzählsalons einladen und ihren Erfahrungen Raum geben. Sie erzählten von ihrem Weg ins Handwerk,

wie sie Meister wurden, von der Erfüllung, die sie in ihrem Beruf finden, sowie von ihren Sorgen und Wünschen.

Im Thüringer Wald unterstützten uns Klaus Jahn vom Verein Ilmenauer Glastradition, Anja Fölsche vom Museum für Glaskunst Lauscha, Jürgen Müller-Blech vom Lauschaer Heimat- und Geschichtsvereins, sowie die engagierte Bürgermeisterin Kathrin Kräupner vielfach. Sie sprachen für uns Handwerker an, luden sie ein. Wir danken ihnen herzlich für ihre Unterstützung.

Wir danken auch allen Erzählerinnen und Erzählern für das Vertrauen und den Mut, uns ihre Geschichten zu erzählen. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Nach anfänglicher Skepsis, wie: »Ach, wen interessiert schon meine Geschichte? Warum soll ich die erzählen?«, waren sie ange-tan von dieser bodenständigen Veranstaltungsform, die auf einfache Weise universell ist. Als Salonnière moderierte ich die Erzählsalons und sorgte dafür, dass die Regeln eingehalten wurden: Kein Erzähler wird unterbrochen, keine Geschichte wird kommentiert. Die Methodik lässt dem Erzählfluss freien Lauf. So entstehen authentische Geschichten. Sie zeigen, wie erfüllend die Arbeit mit den Händen ist, die ohne den Kopf nicht geht. Eine selbstbestimmte, vielseitige Arbeit.

Die mündlichen Erzählungen wurden auf Tonband aufgezeichnet und anschließend von den Autoren und Autorinnen von Rohnstock Biografien verschriftlicht. Das ist unser Handwerk: mündliche Erzählungen inhaltlich spannend zu strukturieren und sprachlich sorgfältig zu überarbeiten, sodass die Intention und die Sprache der Erzähler und Erzählerinnen erhalten bleibt. Alle konnten ihre Geschichte ergänzen oder korrigieren, um sie dann für den Druck freizugeben.

An ihren Erfahrungen können Sie, liebe Leserinnen und Leser dieser Broschüre, nun teilhaben. Lesen Sie selbst, ob es gelungen ist, das Handwerk lebendig darzustellen – und teilen Sie uns Ihre Meinung mit. Unsere Kontaktdaten finden Sie im Impressum. Wir wünschen den Geschichten, dass sie viele Leser finden und weitererzählt werden. Sie künden davon, wie interessant das Handwerk ist, wieviel Kompetenz darin steckt und dass es lohnt, es zu erlernen.

Katrin Rohnstock, Juli 2020

Durch Buchen, Fichten, Tannen – Handwerkerparadies am Rennsteig

Janin Pisarek
Projektmanagerin
»Handwerk erzählt –
Zwischen Tradition
und Zukunft«

In der waldreichen und idyllischen Bergwelt entlang des Kammwegs Rennsteig verknüpfen sich Natur und Kultur zu einer Einheit. Neben ausgedehnten Mischwäldern, blütenreichen Wiesen, klaren Bächen und geheimnisvollen Mooren finden sich altes und neues Handwerk, traditionelle Bräuche, neue Feste und ideenreiche Menschen. Der Bergbau spielte im Thüringer Wald im Gegensatz zu vergleichbaren Mittelgebirgen – trotz Glimmerschiefer-, Kupfer- und Granitvorkommen – nur eine untergeordnete Rolle. Die Zeugnisse kleiner Bergwerke finden sich den-

noch in der Landschaft und dienen heute vor allem als Reiseziele. Im Mittelalter arbeiteten hier neben Berg- und Hüttenleuten Metallhandwerker und Büchsenschmiede, Holzfäller, Pechsieder, Aschebrenner, Zeidler und Köhler. Ab dem 16. Jahrhundert kamen die Glashütten hinzu. Aus der Glasmalerei entwickelte sich die Porzellanmalerei, und neben der Kunstherstellung gewannen die technische und chemische Glasindustrie an Bedeutung – vom medizinischen Instrument bis zur Elektronenröhre. Viele Handwerksberufe im Thüringer Wald blicken auf eine lange Tradition zurück, haben die Mentalität der Bevölkerung über Jahrhunderte geprägt. Ob der berühmte Christbaumschmuck aus Lauscha, Technisches Glas aus Ilmenau, Uhren und Tabakpfeifen aus Ruhla, der Glockenkorkenzieher aus Zella-Mehlis, Waffen aus Suhl oder Sportgeräte aus Schmalkalden – das Handwerk hat hier Tradition und ist geprägt durch heimische Rohstoffe. Es hat sich auch in der Architektur niedergeschlagen, in den schiefergedeckten Häusern ebenso wie in der hennebergisch-fränkischen Fachwerkkunst. Die kunstvolle Handarbeit im Thüringer Wald wurde häufig über mehrere Generationen weitergegeben, ist geprägt von Einfallsreichtum und hat auch heute Zukunft. Denn kleine und mittelständische Manufakturen und Handwerksunternehmen sind sehr gefragt, Handwerker heiß begehrt.



- 7 **Markus Amarell** Glasapparatebauer und Key-Account-Manager
Ein Beruf mit Zukunft
- 9 **Dieter Sorg** Glasapparatebauer
Ein Glasbläser lernt nie aus
- 13 **Rolf Bätz** Glasapparatebauer
Glasbläser brauchen Ruhe – und müssen ihren Kopf anstrengen
- 16 **Gerd Keiner** Glasbläser
»Ich habe meine Nische gefunden«
- 18 **Hans-Günther Schmidt** Glasapparatebauer
Handwerk mit Geschick und Talent
- 24 **Theo Dietrich** Glasapparatebläser
»Ich lebte für den Beruf des Glasapparatebläfers«
- 27 **Roland Lattermann** Glasmacher
»Ich blieb meinem Beruf treu«
- 29 **Steffen Otto** Glasapparatebauer
Die Heuschrecken fielen über das Glaswerk her
- 32 **Peter Trautsch** Glasapparatebauer
Vom Glasapparatebauer über den Ingenieur zum Berufsschullehrer
- 36 **Jürgen Müller-Blech** Glasbläser
In den Fußstapfen eines Erfinders
- 43 **Herbert Müller-Sachs** Glasbläser
In der 16. Generation Glasbläser
- 49 **Stefan Winzer** Zimmermann
Fleiß zahlt sich aus

Ein Beruf mit Zukunft

Markus Amarell
Glasapparatebauer und
Key-Account-Manager
geboren 1991

Nach meinem mittleren Schulabschluss fragte ich mich: Was mache ich nun? Drei weitere Jahre für das Abitur die Schulbank zu drücken, war nichts für mich. Ich wollte etwas mit meinen Händen tun. Mein Großvater ist Glasschleifer. Durch ihn kam ich auf die Idee, eine Ausbildung zum Glasapparatebauer zu machen. Ich bewarb mich bei der QSIL GmbH Quarzschmelze Ilmenau und wurde genommen. Die Firma ist auf Quarzglas spezialisiert, ein Glas mit besonderen Eigenschaften, das sich vielseitig verarbeiten lässt.

Die Lehre dauerte drei Jahre. Danach war ich jedoch noch lange kein fertiger Glasapparatebauer. In unserem Beruf lernt man immer weiter dazu. Deshalb entschied ich mich, nach der Lehre zunächst zwei Jahre als Facharbeiter zu arbeiten – obwohl ich als bundesbester Lehrling ein Stipendium für ein Studium bekam. Der Beruf war interessant und machte mir Spaß, doch nach einer Weile merkte ich, dass er mich nicht erfüllte.

Anders als die Glasapparatebauer in früheren Jahren hat meine Generation mehr Möglichkeiten, sich zu entfalten. Diese wollte ich nutzen. Also entschied ich mich, nun das Studium als Technischer Betriebswirt anzuschließen. Dank des Stipendiums konnte ich es finanzieren. Zudem unterstützte mich QSIL dabei. Ich studierte sechs Jahre neben der Arbeit und stieg peu à peu in der QSIL auf. Mein Studium ergänzte meine Ausbildung perfekt. Hier lernte ich alles Nötige über Werkstoff-Technologie, Fertigungstechniken, Technisches Zeichnen und den betriebswirtschaftlichen Teil.

Die Grundlage meiner Arbeit bildet jedoch immer noch die Ausbildung zum Glasapparatebauer. Sechs Jahre Studium reichen nicht an das heran, was ich dort lernte.

Anders als die Glasapparatebauer früher hat meine Generation mehr Möglichkeiten, sich zu entfalten.

Nach dem Studium war ich in der Arbeitsvorbereitung und Produktionssteuerung tätig. Ich begleitete Glasapparatebauer in den Produktionsprozessen, erstellte Kalkulationen und Zeichnungen. Weil ich die Arbeit

Weil ich die Arbeit einmal selbst gemacht habe, verstehe ich die Kollegen in der Produktion.

einmal selbst gemacht habe, verstehe ich die Kollegen in der Produktion. Ich bin kein Externer und habe deswegen einen ganz anderen Draht zu ihnen.

Ich blieb fünf Jahre in der Arbeitsvorbereitung. Inzwischen arbeite ich im technischen Vertrieb, auf Neudeutsch: als Key-Account-Manager. Ich betreue alle Kunden, die in der analytischen Industrie zu Hause sind. Mit der QSIL ging es währenddessen immer weiter bergauf. Heute sind wir weltweit achthundert Mitarbeiter an vier Standorten, bilden selbst aus und haben im Jahr im Schnitt drei Lehrlinge. Doch das reicht bei Weitem nicht. Der Bedarf an Glasapparatebauern in der Welt, nicht nur in Mitteleuropa, ist riesengroß. Viele denken, dass der Beruf der Vergangenheit angehört, doch das ist nicht so. Fast in jeder industriellen Branche, in der Quarzglas eingesetzt wird, werden Glasapparatebauer dringend benötigt. Denn die Apparaturen sind komplex. Ihre Produktion kann man nur begrenzt automatisieren. So wird eine Maschine wohl niemals ein Vakuumgefäß bauen können. Auch wegen der Semiconductor-Industrie geht es mit dem Quarzglas bergauf. Kein Handy und kein Computer auf der Welt würde ohne Quarzglas funktionieren, denn die in ihnen verbauten Chips

Ein guter Glasapparatebauer kann sich seine Stelle heutzutage aussuchen.

werden damit hergestellt. Das macht Quarzglas so wichtig für die Zukunft.

Und deswegen ist der Glasapparatebauer ein zukunftsreicher Beruf – und besonders interessant für junge Leute. Auch wenn ihn nur wenige kennen. Diejenigen, mit denen ich lernte, sind alle bei dem Beruf geblieben. Ein guter Glasapparatebauer kann sich seine Stelle heutzutage aussuchen.

Ein Glasbläser lernt nie aus

**Dieter Sorg
Glasapparatebauer
geboren 1948**

Mein Großvater war Glasmacher in der Stützerbacher Glashütte. Als ich fünf Jahre alt war, schaute ich ihm das erste Mal bei der Arbeit über die Schulter. Staunend betrachtete ich das Feuer im Ofen und seine Hände, die mit viel Geschick das heiße Glas formten und die verschiedenen Teile aneinandersetzten. Der Beruf des Glasmachers erschien mir sehr hart und etwas eintönig, deshalb orientierte ich mich später in Richtung Glasbläser. Etliche Angehörige meiner Verwandtschaft waren direkt mit der Glasbläserei verbunden, daher war für mich schon bald klar, dass ich die Tradition fortsetzen würde.

Auch in der Schule wurde frühzeitig für die Glasberufe geworben. Ab der 7. Klasse hatten wir regelmäßige Unterrichtstage in der Produktion. Wenn die Glasbläser und Glasmacher Feierabend machten, besuchten wir die leeren Werkstätten. Der Meister blieb für uns länger da und zeigte uns, wie man kleine Röhren über der Flamme formt.

Ich entschied mich, meine Ausbildung in der Betriebsberufsschule Glas Ilmenau zu absolvieren. Drei Jahre lernte ich den Beruf des Apparatebläfers. Früher sagte man »Glasbläser« dazu, heute heißt der Beruf »Glasapparatebauer«. Wir wurden von einem sehr guten Lehrmeister, Karl Rose, unterrichtet. Vor ihm hatten wir Respekt. Falls wir den doch mal vergaßen, drohte er uns eins hinter die Ohren an. Aber er ließ uns viel ausprobieren und lehrte uns so manche Kniffe und Tricks bei der Behandlung des heißen, weichen Glases.

Der Beruf des Glasbläfers erfordert viel Geschick, Kreativität, gute Augen und eine ruhige Hand.

Man lernt, indem man ganz genau bei anderen Glasbläsern hinschaut. Zwar kann man sich die Feinfühligkeit, die es braucht, nicht abgucken, aber wie ein Glasbläser etwas macht, und was er dafür braucht, lässt sich beim Hinschauen erfahren. Als Glasbläser lernt man nie aus.

Der Beruf des Glasbläfers erfordert viel Geschick, Kreativität, gute Augen und eine ruhige Hand.

Um ein bestimmtes Gerät herzustellen, bekommt der Glasbläser lediglich eine Zeichnung mit den entsprechenden Maßangaben oder ein Mustergerät bester Qualität. Eine direkte Fertigungsanleitung existiert meist nicht. Diese hat der Glasbläser im Kopf, nur bei besonders komplizierten Geräten macht er sich Notizen. Entweder hat man es sich vorher bei einem Kollegen »abgeschaut«, selber verschiedene Varianten ausprobiert oder sich mit dem Meister und einem erfahrenen Kollegen beraten. Besonders als junger Glasbläser ist das Abschaun üblich. Dabei lernt man auch, die Hilfswerkzeuge selbst zu bauen, die benötigt werden, um bestimmte Einzelanfertigungen herzustellen. Manchmal gibt es verschiedene Möglichkeiten, ein Gerät zu fertigen, die sich in Qualität oder Zeitaufwand unterscheiden. Jeder Glasbläser hat besonders bei Feinheiten seine persönliche Note, die aber für die Funktionstätigkeit des Glasgerätes nicht entscheidend ist.



Nach meiner Ausbildung wurde ich Glasapparatebläser im VEB Glaswerk Stützerbach. Dort waren etliche Glasbläser aus meiner weiten Verwandtschaft beschäftigt – darunter auch der Meister –, und ich versprach mir dadurch, auf sicherem Weg ein vielseitiger und guter Glasbläser zu werden. Die finanzielle Seite spielte anfangs eine untergeordnete Rolle, obwohl ich hörte, dass an anderer Stelle im Ort mehr verdient wurde.

Als frisch gebackener Familienvater wurde ich 1974, mit 26 Jahren, zur NVA eingezogen. Als ich wiederkam, stand mein Entschluss fest, aus Stützerbach fortzugehen. Ich wollte mehr von der Welt sehen, besser wohnen und gut verdienen.

Mein ehemaliger Lehrmeister gab mir den Tipp, mich bei der Akademie der Wissenschaften in Dresden zu bewerben. Dort suchten sie dringend einen neuen Glasbläser im Kernforschungsinstitut Rossendorf. Ich bekam die Stelle, eine gute Wohnung und ein ordentliches Gehalt. Damit begann eine wunderbare Zeit. Wir waren zeitweise sechs Glasbläser und bauten mit Wissenschaftlern und der neusten Technik an den Geräten. In die Kernforschung flossen enorme Gelder und teure Materialien. In Stützerbach hatten wir von den geräuscharmen Gebläsen aus Westdeutschland und Frankreich geträumt, hier war all das Realität. Wir trugen weiße Kittel und setzten uns zum Essen an den weiß gedeckten Tisch. Es war eine andere Welt.

Zumeist stellten wir Einzelanfertigungen von Glasgeräten und Glasarmaturen her. Die Sicherheitsansprüche für die Glasteile waren enorm, bedingt durch den Einsatz der Geräte im radioaktiven Bereich. In den Laboratorien verfolgten wir die Funktionen der Glasgeräte und schlugen

den Wissenschaftlern eventuelle Verbesserungen vor. In der Dresdener Zeit lernte ich viel, doch nach sechs Jahren kehrte ich aus familiären Gründen wieder nach Thüringen zurück. Ein direkter Wohnungstausch nach Ilmenau vereinfachte die Sache.

Ich fing wieder im Glaswerk an, mittlerweile hieß es Kombinat VEB Werk für Technisches Glas Ilmenau und hatte über dreitausend Beschäftigte. Durch meine vielseitigen Kenntnisse konnte ich mich schnell einarbeiten. Einige der am schwierigsten herzustellenden Geräte meiner Glasbläsertätigkeit waren Kolonnen mit Vakuummantel oder Vakuumumlaufverdampfer.

Nach dem Mauerfall hatten es viele Glasbläser schwer. Etwa Dreiviertel der Arbeiter des Kombinats wurden entlassen, viele wechselten danach

Die Sicherheitsansprüche für die Glasteile waren enorm, bedingt durch den Einsatz der Geräte im radioaktiven Bereich.

den Beruf. Ich hatte Glück, dass ich an einem Projekt zur Entwicklung von speziellen Energiesparlampen beteiligt war. Unser Patentantrag wurde später jedoch nicht angenommen.

1995 fing ich bei der Ilmenauer Firma Neubert-Glas an, ein relativ kleiner Betrieb, der dringend Leute suchte. Zu dritt produzierten wir kleine Stückzahlen. Für mich war die Arbeit interessant und vielseitig. Durch meinen breiten Erfahrungsschatz konnte mein Chef sein Produktionsprogramm wesentlich erweitern.

Bedingt durch die Rezession in der Glasbranche verlor ich 2009 meinen Job und musste zum ersten Mal in meinem Leben zum Arbeitsamt gehen.

2009 verlor ich meinen Job und musste zum ersten Mal in meinem Leben zum Arbeitsamt gehen.

Auf deren Vermittlung hin bewarb ich mich an der Technischen Universität Ilmenau, doch diese entschied sich für einen jüngeren Bewerber. Zwei Jahre war ich arbeitslos, bevor ich nach 45 Jahren Berufstätigkeit im Alter von 63 Jahren Rentner wurde. In den folgenden Jahren verdiente ich mir bei der Glasbläserei Schmidt noch

etwas dazu. Durch den Einsatz modernster Technik ist dort so mancher Fertigungsvorgang effektiver und auch leichter für den Glasbläser geworden. Somit lernte ich noch als Rentner hinzu. Was innerhalb von zwanzig Jahren alles entwickelt wurde, ist bemerkenswert.

Über den von mir gewählten Beruf kann ich heute sagen: Die Arbeit mit dem jahrtausendealten und ständig verbesserten Werkstoff Glas war vielseitig und erfüllend. Wissenschaft und Technik benötigen die Produkte des Glasbläfers seit fast zweihundert Jahren dringend. Ich selbst und etliche meiner Ahnen sowie viele Glasbläserfamilien in Thüringen haben daran ihren Anteil.

Glasbläser brauchen Ruhe – und müssen ihren Kopf anstrengen

Rolf Bätz
Glasapparatebauer
geboren 1948

Mein Vater war Glasapparatefeinschleifer, und für mich stand schon früh fest, dass ich in seine Fußstapfen trete. Er hatte zunächst als selbstständiger Handwerker gearbeitet und trat dann der PGH Laborglas bei. Als Mitglied der Genossenschaft wurde er am Umsatz beteiligt, arbeitete aber weiter von seiner Werkstatt aus.

1964 begann ich meine Lehre und merkte schnell, dass Lehrjahre keine Herrenjahre sind! Es war eine harte Zeit. Wir erhielten etwa zwei Wochen Unterricht und gingen dann für die Praxis in unsere Lehrbetriebe.

Als erstes lernten wir, wie Glas in der Flamme reagiert: Es muss gleichmäßig erwärmt werden und darf nicht zu heiß werden, sonst zerläuft es. Immer wieder übten wir das gleichmäßige Drehen des Glases.

Wir erhielten auch Unterricht im Technischen Zeichnen. Glasapparate werden zumeist nach Zeichnungen gefertigt. Diese mussten wir selbst

anfertigen und verstehen können. In meinem Lehrbetrieb, der PGH in Stützerbach, stellte ich schon als Lehrling kleine Werkstücke her: Reagenzgläser, Vollpipetten oder Trichter. Um einen Trichter herzustellen, muss man das Glas besonders behutsam drehen. Jeder kleine Fehler kann dazu führen, dass er nicht gleichmäßig rund wird.

Nachdem ich die Lehre abgeschlossen hatte, arbeitete ich weiter in der PGH. Doch ich erkannte schnell, dass ich eigentlich noch nichts konnte. Erst bei der Arbeit mit den Meistern lernte ich, anspruchsvollere Geräte herzustellen. Nun musste ich mich auch deshalb mehr anstrengen, weil mein Lohn von meiner Leistung abhing: Ich erhielt kein festes Gehalt, sondern wurde nach der gefertigten Stückzahl bezahlt.

Als erstes lernten wir, wie Glas in der Flamme reagiert: Es muss gleichmäßig erwärmt werden und darf nicht zu heiß werden, sonst zerläuft es.

Ab 1974 wurde die Glasapparatefertigung im Technischen Glaswerk in Ilmenau zentralisiert. Schon 1972 war unsere PGH in einen VEB umgewandelt worden. Nun sollten wir nach Ilmenau überwechseln, doch die meisten von uns wollten das nicht. In Ilmenau waren große Hallen errichtet worden, in denen dreißig bis vierzig Mann gleichzeitig Glas bliesen. Bei uns hatten maximal vier Kollegen in einem kleinen Zimmer gesessen. Das war von Vorteil, denn beim Glasblasen

Beim Glasblasen braucht man Ruhe, man muss dabei nämlich seinen Kopf anstrengen und gewissenhaft arbeiten.

braucht man Ruhe, man muss dabei nämlich seinen Kopf anstrengen und gewissenhaft arbeiten. Außerdem darf kein Luftzug durch den Raum gehen, sonst flackert die Flamme, die bis zu tausend Grad heiß ist. Das kann im schlimmsten Fall zu schweren Verbrennungen führen und dazu, dass

das Glas nicht ordentlich bearbeitet wird. In Ilmenau gab es jedoch eine Belüftung und deswegen ging ein stetiger Luftzug durch die Hallen.

Wegen dieser Arbeitsbedingungen entschieden sich viele von uns dagegen, in das Technische Glaswerk zu wechseln. Die meisten suchten sich neue Arbeit. Vor allem diejenigen, die verheiratet waren, blieben. Ich hörte auf. Eine neue Stelle zu finden, war jedoch nicht einfach. Um die Arbeiter im Werk zu halten, gab es die Anweisung von ganz oben, dass kein Betrieb im Kreis Ilmenau einen Glasarbeiter einstellen durfte. So

Um die Arbeiter im Werk zu halten, gab es die Anweisung von ganz oben, dass kein Betrieb im Kreis Ilmenau einen Glasarbeiter einstellen durfte.

war es uns unmöglich, beispielsweise Arbeit beim Ilmenauer Kraftverkehr zu finden. Deshalb wechselte ich Ende 1974 ins Ministerium des Innern und wurde als Kraftfahrer in Suhl eingesetzt. Bis zur Wende blieb ich dort.

Nach 1990 machte ich mich als Glasgerätehersteller selbstständig und bin es bis heute. Meine Frau, die ich 1978 kennengelernt hatte, unterstützte mich. Verständnissvoll akzeptierte sie, dass ich oft auch am Wochenende arbeitete und nur wenig Freizeit für uns beide übrigblieb. Noch heute schreibt sie meine Rechnungen und zählt das Geld.

Ich stelle die verschiedensten Sachen her, alles, was mit den Händen zu halten ist. Dazu gehört auch das »Glas der Gerechtigkeit«, das so konstruiert ist, dass, wenn man zu viel hineingießt, die Flüssigkeit unten wieder herausläuft. Ein solches Glas würde ich gern der Bundesregierung schicken. Ich fertige auch kleine Glasapparate nach Zeichnungen und liefere diese deutschlandweit. Meine Auftraggeber sind unter anderem wissenschaftliche Institute und Laborhändler.

Früher besuchte ich Messen, auf denen Unternehmen aus der Chemie und Forschung ausstellten, um dort Kunden zu gewinnen. Doch das mache ich heute nicht mehr. Als Selbstständiger muss jeder seine Nische finden und sich ein Netzwerk aufbauen. Das ist nicht leicht, aber jemand hat mir mal gesagt: »Wenn du unten bist, musst du erst mal einen krummen Ast nehmen, dich drauf stützen und aufstehen. Dann kannst du ihn wegschmeißen!« Und so ist es wirklich.

Heute gehe ich die Arbeit geruhsamer an. Ich fange nicht vor neun Uhr vormittags an und sitze höchstens bei schlechtem Wetter am Wochenende in der Werkstatt. Nur wenn ich einen Termin halten muss, kann ich mir diesen Luxus nicht leisten. Mein Hund ist mein Fitnesstrainer. Mit ihm gehe ich auf lange Spaziergänge. Denn wer stundenlang vor der Gasflamme sitzt, muss einmal am Tag an die frische Luft. Sonst wird er träge.

Ich habe vor, noch eine Weile weiterzuarbeiten und mir mit den Glasapparaten Geld zur schmalen Rente hinzuzuverdienen. Solange meine Hände nicht zittern und mein Kopf klar ist, bleibe ich Glasbläser.

Solange meine Hände nicht zittern und mein Kopf klar ist, bleibe ich Glasbläser.

»Ich habe meine Nische gefunden«

Gerd Keiner
Glasbläser
geboren 1952

Als ich mich für einen Beruf entscheiden musste, gab es eigentlich nur zwei Möglichkeiten: auf den Bau oder zum Glas. Ich entschied mich fürs Glas. Schon mein Urgroßvater und mein Großvater waren Glasbläser.

Ich war der letzte Lehrling, der 1969 in der PGH in Stützerbach eingestellt wurde. Als ich nach zweieinhalb Jahren ausgelernt hatte, wurde ich als Mitglied in die PGH aufgenommen. Im Mai 1972 wurde ich zum Wehrdienst eingezogen, und als ich ein Jahr später wiederkam, gab es die PGH nicht mehr. Sie war verstaatlicht worden und gehörte nun als Glasmontage- und Applikationsbetrieb zum VEB Werk für Technisches Glas Ilmenau.

Die älteren Glasbläser durften im Glaswerk in Stützerbach bleiben. Ich gehörte zu denjenigen, die in den neuen Stammbetrieb des Kombinats am Vogelherd in Ilmenau wechseln mussten, der am 1. Januar 1976 eröffnet worden war. Dort brauchten sie Arbeitskräfte.

Es war ein Riesenwerk mit Tausenden Mitarbeitern. Um mit dem Werksbus zur Frühschicht nach Ilmenau zu kommen, musste ich sehr früh auf-

stehen. Um fünf Uhr fuhr der Bus. Hinzu kam, dass ich schlechter verdiente als in der PGH. Ein halbes Jahr hielt ich es in Ilmenau aus, dann kündigte ich. Doch ich fand in der ganzen Umgebung keine neue Stelle als Glasbläser. Niemand durfte mich einstellen. Das hatte der Staat so beschlossen, damit alle im Glaswerk arbeiteten.

Ich begann also in Schleusingen bei einer großen

Firma als Hofarbeiter und ließ ein bisschen Gras über die Sache wachsen. Nach einem halben Jahr bewarb ich mich bei einer halbstaatlichen Glasbläserei in Ilmenau. Anscheinend war mein Name in Vergessenheit geraten, denn ich bekam den Job. Diese Glasbläserei war eine Außenstelle der Firma Milchprüfgeräte Leipzig. Sie suchten händeringend Arbeitskräfte.

Die Arbeitszeiten dort waren ganz normal – um sieben Uhr fing ich an. 1985 wechselte ich zur Neontechnik, die sich im selben Gebäude befand. Hier wurde gerade die sogenannte Konsumgüterproduktion aufgebaut. Jeder Betrieb musste Konsumgüter herstellen, damit es in den Läden etwas zu kaufen gab. Deshalb stellten wir Farbglasserzeugnisse her, also Zierglas. Die Vasen, Leuchter und Schalen waren sehr beliebt.

Leider brach die Zierglas-Produktion 1990 als Erstes weg. Niemand kaufte mehr Dinge zur Zierde. So wurde ich bereits vor

der Währungsunion arbeitslos. Doch ich ließ den Kopf nicht hängen, ging auf Kundensuche und machte mich selbstständig. Eine Firma fragte mich, ob ich Milchuntersuchungsgeräte blasen könnte. Die brauchten sie, aber niemand stellte

sie her. Das war meine Nische. Ich wurde in der Firma angelernt und stelle seither diese Geräte her. Wir exportieren weltweit.

In diesem Jahr bin ich dreißig Jahre selbstständig. Ich habe meine Werkstatt im Haus und arbeite allein. Es gibt vielleicht noch zwei, drei andere Anbieter in Deutschland, mehr nicht. Die Lieferungen übernehme ich oft selbst. Ich muss keine Angst haben, dass es irgendwann nicht mehr genug Arbeit gibt.

Einen Nachfolger habe ich nicht. Wenn ich aufhöre, ist Schluss. Wir fertigen im Akkord – so wollen die jungen Menschen heute nicht mehr arbeiten. Ich mache noch ein paar Jahr weiter, solange es mir Spaß macht und ich die Kraft habe. Noch bin ich fast der jüngste Glasbläser vor Ort.

**Ich ließ den Kopf nicht
hängen, ging auf
Kundensuche und machte
mich selbstständig.**

**Ein halbes Jahr hielt ich
es in Ilmenau aus, dann
kündigte ich. Doch ich
fand in der ganzen
Umgebung keine neue
Stelle als Glasbläser.**

Handwerk mit Geschick und Talent

Hans-Günther Schmidt
Glasapparatebauer
geboren 1945

Für die Glasbläserei braucht man Geschick und Talent. Ich hielt schon als Kind das Glas in die Flamme, zog Spitzen und probierte Formen zu blasen. Zu dieser Zeit gab es viele Glasbläsereien im Ort, auch im Wohnhaus eines meiner Freunde.

Nach Abschluss der Schule bewarb ich mich in der PGH Laborglas Stützerbach als Glasbläser. Von dort wurde ich zur Berufsausbildung als Glasapparatebauer mit Abitur nach Ilmenau delegiert. Mein Lehrmeister, Herr Dittrich, kommt noch heute oft in unsere Firma und bewundert mit stolzem Gesicht, was aus seinem Lehrling geworden ist.

Nach der dreijährigen Ausbildung kehrte ich in meinen Heimatort zurück und spielte mit dem Gedanken, ein Studium zum Glasingenieur anzuschließen. Doch die Löhne, die Glasapparatebauer in der PGH verdienten, waren sehr verlockend. Es gab sogar eine Gewinnausschüttung, also ein dreizehntes Monatsgehalt. Daher entschied ich mich, in der PGH zu bleiben.

Unser Meister war ein Riesenkerl, der uns mit allen Hunden hetzte. Wenn wir nicht spurten, packte er uns auch mal am Genick. Doch die Mühe lohnte sich. Bei ihm vertieften wir unsere handwerklichen Fähigkeiten und erhielten unseren Feinschliff.

Unser Meister war ein Riesenkerl. Wenn wir nicht spurten, packte er uns auch mal am Genick.

In der PGH in Stützerbach gab es viele einzelne Betriebe und Meisterbereiche, die in ihren eigenen Werkstätten produzierten. Doch dann wurde die PGH in den VEB Glaswerk Stützerbach überführt. Alle Einzelbetriebe wurden aufgelöst, alle

Glasarbeiter sollten gemeinsam im Glaswerk hinter einem Tor sitzen.

Auch die Bezahlung änderte sich nun. In der PGH hatten wir Stücklohn erhalten, wir wurden also nach Stückzahlen bezahlt. Wer gut und schnell arbeitete, verdiente viel, wer langsamer war, verdiente weniger. Im VEB lief das anders. Es wurde eine Norm festgelegt, eine Stückzahl, die im Monat



hergestellt werden sollte. Da Mehrleistung nun nicht mehr honoriert wurde, wurde sie auch nicht erbracht. Es wurde nur die Norm erfüllt.

1986 hatte ich genug von der Arbeit im VEB. Ich ging zu einem selbständigen Glaskünstler in Ilmenau, der mich als Heimarbeiter einstellte. In meinem Haus richtete ich mir eine eigene Werkstatt ein und widmete mich vier Jahre der Kunst. Ich produzierte Gläser, die mir als Entwurf vorgelegt wurden.

Ich besaß ein Gebläse, ein Sauerstoffmanometer und einen Arbeitstisch. Mehr brauchte ich nicht. Der Rest war Geschick und Talent bei der Handarbeit.

Nach der Wende nutzte ich die Gelegenheit, um mich als Glasapparatebauer selbstständig zu machen. Ich hatte ja schon eine eigene Werkstatt, die ich nur modernisieren musste. Und schon konnte ich loslegen. Große Investitionen waren nicht nötig. Ich besaß ein Gebläse, ein Sauerstoffmanometer und einen Arbeitstisch. Mehr brauchte ich

nicht. Der Rest war Geschick und Talent bei der Handarbeit.

Doch leider hatte ich keine Kunden, für die ich produzieren konnte. Die Betriebe, die das Glaswerk zuvor beliefert hatte, gab es nicht mehr. So machte ich mich auf in die alten Bundesländer. Gemeinsam mit meinem

Vater, der bereits seit 1951 in Westdeutschland lebte und in der Glasbranche tätig war, fuhr ich einige kleine Firmen ab. Doch überall bekamen wir nur Absagen.

Schließlich fanden wir jedoch ein modernes Unternehmen, das von einem ehemaligen Ilmenauer geführt wurde. Er war 1953 in den Westen geflüchtet und beschäftigte inzwischen zwanzig Angestellte. Glücklicherweise suchte er neue Fachkräfte und war damit einverstanden, dass ich von Manebach aus für ihn tätig war. Durch die Arbeit bei ihm wurde ich bekannter. Es trudelten

Wenn ein Glasbläser gute Arbeit leistet, spricht sich das schnell herum.

neue Aufträge ein. Denn wenn ein Glasbläser gute Arbeit leistet, spricht sich das schnell herum. Unter anderem bekam ich eine Anfrage, Formen für die Produktion von Kondomen herzustellen. Ich produzierte Glaskörper in verschiedener Ausfertigung. Je tausend Stück davon werden in einer Anlage gleichzeitig in flüssiges Latex getaucht.

Nach und nach baute ich mir einen weltweiten Kundenstamm auf und betrieb gleichzeitig meinen Apparatebau. Mein Sohn Tobias half mir in der Werkstatt. Zum Glasbläser hatte er sich nicht ausbilden lassen, sondern



war Zahntechniker geworden. Doch wie in allen Branchen hatten auch sie nach der Wende nicht viel zu tun. Da mein Sohn aufs Däumchendreien keine große Lust hatte, arbeitete er bei mir mit. Er besitzt die nötige Feinfühligkeit und hat Talent. Schließlich fragte ich ihn: »Willst du nicht umsteigen?« Schweren Herzens gab er seinen Beruf auf und schulte um. Er tat sich mit einem Kumpel zusammen, der Kunstglasbläser war, und ich unterrichtete die beiden bei mir zu Hause. Nach fünf Jahren und einem Theorie-Crash-Kurs in Erfurt legte er die Meisterprüfung erfolgreich ab.

1998 war meine Werkstatt zu klein für die vielen Aufträge geworden. Ich kaufte ein Haus in der Nachbarschaft, dass wir zu einer Werkstatt umbauten. Weil das Geschäft immer besser lief, bauten wir immer wieder an, doch irgendwann reichte auch dieser Platz nicht mehr.

2006 gründete ich mit meinem Sohn eine GbR. 2010 fanden wir das Gebäude in Ilmenau, in dem die Firma – die ich 2016 vollständig an Tobias übergab – noch heute sitzt. Wir beschäftigen inzwischen 22 Arbeiter, die Firma steht auf sicheren Beinen und wir leben unser Credo: Wenn das

**Wir leben unser Credo:
Wenn das Geschäft gut
geht, soll es auch den
Mitarbeitern gut gehen.**

Geschäft gut geht, soll es auch den Mitarbeitern gut gehen. Wir unternehmen jedes Jahr einen Betriebsausflug und bemühen uns, die Löhne, soweit möglich, anzupassen. Leistung anzuerkennen ist dabei das Wichtigste. Das motiviert und stärkt den Zusammenhalt in der Firma.

Der Glasapparatebau ist für uns ein wichtiges Standbein. Wir stellen bereits dreitausend verschiedene Artikel her. Jedes Teil ist anders und stellt uns vor neue Herausforderungen. Von den Kunden erhalten wir Zeichnungen, die uns als Vorlage dienen und anhand derer wir beurteilen, ob der Apparat umsetzbar ist. Für eine Firma sollen wir in den nächsten Monaten ganz spezielle Konstruktionen produzieren. Auf der Zeichnung sieht man drei umeinandergewickelte Schlangen. Wir müssen uns nun überlegen: Wie bauen wir das auf und wie verbinden wir die verschiedenen Teile? Welche Werkzeuge müssen wir dafür bauen? Die Maße müssen zu einhundert Prozent stimmen. Da ist ein hohes Können gefragt.

Seit 57 Jahren bin ich ununterbrochen als Glasbläser tätig. Meine Frau, die in einem Steuerbüro arbeitete, übernahm nach ihrer Schicht zehn Jahre lang zusätzlich meinen Papierkram. Ich bin ihr dankbar, dass ich durch ihre Hilfe nur wenig Zeit im Büro verbringen musste und mich ganz meinem Handwerk widmen konnte. Nachdem die Zahl der Beschäftigten weiter zunahm, wurde sie von mir eingestellt und ist noch heute im Betrieb tätig.

Die Glasbläserei ist eine ganz besondere Handwerkskunst, die nicht mehr viele beherrschen. Unsere Arbeit ist schön und interessant. Nicht das Blasen, sondern das Drehen ist daran das Schwierige. Sobald das Glas heiß wird, verflüssigt es sich. Dann muss der Glasbläser schnell und konzentriert arbeiten, um es in die gewünschte Form zu bringen. Das Glas muss mit beiden Händen synchron gedreht werden, sonst entsteht ein korkenzieherähnlicher Gegenstand. Es dauert viele Jahre bis man diese Fertigkeit meistert. Eigentlich hören wir unser ganzes Leben nicht auf zu lernen.

**Die Glasbläserei ist
eine Handwerkskunst,
die nicht mehr viele
beherrschen.**



»Ich lebte für den Beruf des Glasapparatebläfers«

Theo Dietrich
Glasapparatebläser
geboren 1934

Als Glasapparatebläser verschlug es mich an viele Ecken und Enden Deutschlands, auch im Ausland war ich unterwegs. Obwohl ich seit dreißig Jahren nicht mehr in meinem Beruf arbeite, bin ich stets fasziniert, wenn ich als Ruheständler gelegentlich zusehen kann, wie starres, zerbrechliches Glas mit Hilfe hoher Temperaturen unendlich vielseitig verformt wird.

Bereits als Schuljunge nutzte ich die Gelegenheit, beim Glasblasen zuzuschauen. In meinem Wohnort Oehrenstock gab es viele Heimarbeiter, die den Glasbläserberuf ausübten und in geschickter Weise die kompliziertesten Laborgeräte herstellten. Im Alter von 14 Jahren entschied ich mich, diesen traditionellen Beruf zu erlernen. Meine Eltern, selbst in der glasverarbeitenden Industrie tätig, ermutigten mich zu dieser Entscheidung. Ich begann meine Lehre 1948 in der bekannten Ilmenauer Firma Eydam & Krieger, die Glasgeräte und Thermometer in alle Welt verkaufte. Die tragenden Säulen dieses Betriebs bildeten drei erfahrene Meister im fortgeschrittenen Alter. Sie waren Glasbläser-, Thermometer- und Glas-schleifmeister.

Durch die Folgen des 2. Weltkrieges war der Betrieb personell stark unterbesetzt. Die Ausbildung eines leistungsfähigen Nachwuchses war daher

wichtig. Drei Jahre dauerte die Lehrzeit eines Glasbläfers. Das erste Lehrjahr begann mit Hilfsdiensten, um notwendige Leistungen im Werkstattgeschehen aufrechtzuerhalten. Der Lehrling im ersten Lehrjahr, auch Stift genannt, war das »Mädchen für alles«. Er musste sich damit abfinden, das zu tun, was der Meister von ihm verlangte, ohne Widerspruch. Zu meinen Aufgaben

gehörte es, die Werkstatt auszukehren, Glasrohre zu sortieren und vor der thermischen Bearbeitung zu reinigen sowie bearbeitete Glasgeräte zu

**Der Lehrling im
ersten Lehrjahr war das
»Mädchen für alles«. Er
musste das tun, was der
Meister von ihm verlangte,
ohne Widerspruch.**

Kühlaggregaten zu transportieren, die sich ein bis zwei Kilometer vom Lehrbetrieb entfernt befanden. Denn die notwendige Entspannungs- oder Kühlungsprozedur der Glasgeräte erfolgte in verschiedenen Ilmenauer Glashütten. Da die Transportwege dorthin zum Teil sehr holprig waren und der Handwagen keine Gummibereifung hatte, kam es oft zu Glasbruch. Immer wurde der Schaden dem Lehrling angelastet. Die regelmäßigen Besuche in den Glashütten erwiesen sich aber auch als sehr informativ und lehrreich. Zum einen galten sie als Treffpunkt vieler Gleichverurteilter – so nannten wir uns Lehrlinge im ersten Lehrjahr –, die ihre Erfahrungen austauschten, zum anderen ergab sich die Möglichkeit, den Glasmachern in den Hütten bei der Urformung des zähflüssigen Glases zuzusehen, also dabei, wie aus der Glasmasse eine bearbeitbare Erstform wird. Eine bleibende und tolle Erfahrung für die folgende berufliche Entwicklung zum Glasapparatebläser.

Bald wurde mir bewusst, dass Herstellung und Weiterverarbeitung miteinander kooperieren müssen. Nur sauber geschmolzenes Glas, einschließlich seiner ersten Urformung, beispielsweise in Rohre, garantiert eine qualitative Weiterverarbeitung. Insofern waren diese »bildungs-fremden Nebenarbeiten« für mein gesamtes Berufsleben vorteilhaft. Durch zielgerichtetes, interessiertes und motiviertes Lernen und Arbeiten schaffte ich immer einen Ausgleich.



Nach meinem ersten Lehrjahr musste mein Ausbildungsbetrieb die Produktion betriebsbedingt einstellen. Ohne großen Zeitverlust setzte ich meine Lehre, unweit meiner ersten Lehrstelle, im Glaswerk Alt, Eberhardt und Jäger, später VEB Werk für Technisches Glas Ilmenau, fort. Es war das größte glasproduzierende und weiterverarbeitende Werk im Raum Ilmenau. Die Nachwuchsfürsorge hatte hier Priorität und nahm nach dem Krieg einen sehr hohen Stellenwert ein. Geleitet von anerkannten Meis-

Die Nachwuchsfürsorge hatte Priorität und nahm nach dem Krieg einen sehr hohen Stellenwert ein.

tern erfolgte die Ausbildung systematisch vom Leichten zum Schweren und endete mit der Gesellenprüfung, die ich erfolgreich abschloss. Der Betrieb schätzte meine Leistungen und gliederte mich in den Produktionsprozess ein, mit der Perspektive, mich für komplizierte Glasgeräte in Einzelfertigung zu qualifizieren. Diese Aufgabe entsprach absolut meinen Vorstellungen, und ich erfüllte sie gewissenhaft, bis ich zum Forschungsinstitut für NE-Metalle in Freiberg wechselte und dort als Forschungsglasbläser arbeitete. 15 Jahre später legte ich in der Ingenieurschule für Technische Glasverarbeitung meine Meisterprüfung ab.

Seit 1961 – bis zum Ausscheiden aus dem Berufsleben – widmete ich mich der Ausbildung von Glasapparatebläsern, beziehungsweise von Facharbeitern für maschinelle Glasverarbeitung an der Betriebsberufsschule Technisches Glas in Ilmenau. Am Lehrmeisterinstitut in Aschers-

Ich bedauere sehr, dass unsere Glasindustrie an Bedeutung und Aufmerksamkeit einbüßte. Erhaltenswerte Traditionen sind für immer verloren.

leben erwarb ich die Lehrmeisterqualifikation. Die letzten aktiven Berufsjahre war ich Lehrobermeister im Bereich Glasbläser mit Abitur, Glasfacharbeiter, Schleifer und Glasmacher. Ich bedauere sehr, dass unsere seit Jahrhunderten bestehende Thüringer Glasindustrie mit ihren außergewöhnlich talentierten und fleißigen Facharbeitern nach der Einheit Deutschlands viel an Bedeutung und Aufmerksamkeit einbüßte. Erhaltenswerte Traditionen sind für immer verloren – schade!

Mit meinen 86 Jahren blicke ich zurück und bin trotz aller Widrigkeiten dankbar, diese Zeit erlebt zu haben. Es war ein erfülltes, glückliches, interessantes und anspruchsvolles Berufsleben, das dem kurzen menschlichen Leben Sinn gegeben hat.

»Ich blieb meinem Beruf treu«

**Roland Lattermann
Glasmacher
geboren 1938**

Glasmacher wurde ich, weil in meiner Schule für diese Ausbildung geworben wurde. Die Lehre absolvierte ich von 1952 bis 1955 im Lehrkombinat Stützerbach, das zu den Glaswerken Ilmenau gehörte. Die ersten Lehrjahre waren hart, aber ich bin kein Mensch der schnell aufgibt. Von meinen Kollegen warfen viele schon im ersten Jahr das Handtuch. Es war ihnen zu schwer und zu heiß. Nicht viele blieben dem Beruf nach ihrer Lehrausbildung treu. Doch ich hielt durch.

Nach meiner Ausbildung ging ich in die Glashütte Otto Lange, am Grenzhammer in Ilmenau. Hier wurde ich von einem guten Meister unterrichtet. Wir stellten offene Zylinder her, welche zwei bis 15 Millimeter dick waren. Diese wurden als Mühlenzylinder eingesetzt oder als Verbindung bei Maschinen und zur Sichtkontrolle. Wir fertigten zudem Wirtschaftsglas, also Biergläser, Krüge, Weingläser, Schnapsgläser, aber auch Fischgläser. Laborgläser wie Messzylinder, Messkolben, Erlenmeyerkolben und Trichter gehörten ebenfalls zu unserem Sortiment.

Als mein Meister in Rente ging, übernahm ich seinen Posten – den »Stuhl«, wie wir Glasmacher sagen. Lehrlinge bildete ich nicht aus, an meine jüngeren Kollegen gab ich jedoch gern etwas von meinem Wissen und meiner Erfahrung weiter.

1968 wurde der Betrieb geschlossen, weil das Kombinat Arbeiter brauchte. Wir mussten in das Hauptwerk Technisches Glas Ilmenau wechseln. Das Sortiment wurde mitgenommen, denn wir hatten viele Aufträge. Das Glaswerk Lange stand daraufhin viele Jahre leer. Auch andere Glaswerke wurden geschlossen und die Arbeiter ins Kombinat übernommen. Fortan stellten etwa 250 Glasbläser und an die hundert Glasmacher ihre Artikel alle am selben Ort her. Der Wechsel ins neue Werk ging für mich reibungslos vonstatten. Nur mussten wir vom Zweischicht- ins Dreischichtsystem wechseln.

An meine jüngeren Kollegen gab ich gern etwas von meinem Wissen und meiner Erfahrung weiter.

Nach der Schließung des Hauptwerkes zogen wir 1976 in das im Nordosten Ilmenaus neu erbaute Kombinat VEB Werk für Technisches Glas ein.

Nach der Wende war nichts mehr wie zuvor.

Auch dort arbeiteten wir in drei Schichten. Bis zur Wende lief alles in geordneten Bahnen. Doch danach war nichts mehr wie zuvor. Die Treuhand hatte ihre Hand im Spiel. Die älteren Facharbeiter wurden in den Vorruhestand geschickt und keine neuen ausgebildet. Es zeichnete sich ab, dass das Werk geschlossen werden würde. Und so kam es. 1996 wurde auch ich in den Vorruhestand geschickt.



Die Heuschrecken fielen über das Glaswerk her

Steffen Otto
Glasapparatebauer
geboren 1963

Eigentlich wollte ich kein Glasbläser werden, sondern mit Holz arbeiten. Doch als wir in der Schule einen Ausflug in das Technische Glaswerk Ilmenau machten, änderte ich meine Meinung.

Das Werk wurde in den Siebzigerjahren gebaut, alles war neu und riesengroß. Wir liefen durch eine Halle, in der riesige Maschinen standen, große Wannen und ein Doppeltropf. Ein Doppeltropf ist ein Speiser, der zwei Tropfen heißes Glas aus der Wanne lässt. Je nach Ofenart gibt es mehrere Speiser, die viele Formen mit einem Mal füllen. Babyflaschen werden zum Beispiel auf diese Weise hergestellt. Innerhalb einer Minute entstehen hunderte von Flaschen. Um Gottes Willen, dachte ich, das kannst du nicht machen. Die Glasherstellung erschien mir viel zu monoton. Ich wollte doch mit den Händen arbeiten.

Wir gingen weiter in die Abteilung der Glasmacher. Schon von Weitem sah ich die kleinen leuchtenden Punkte, die Ofenöffnungen der Glaswanne. Ich beobachtete fasziniert, wie die Glasmacher mit der Glasmacherpfeife das Glas herausholten und verarbeiteten, wie die Masse hin und her waberte und das flüssige Glas über dem Feuer seine Form wandelte. Ich begriff noch nicht, was ich da sah, spürte jedoch in mir den Wunsch: Das möchte ich probieren.

Nach Abschluss der Schule unterschrieb ich 1979 einen Lehrvertrag und begann meine Lehre im Technischen Glaswerk. Bei meiner ersten Schicht

stand ich am Ofen und probierte, das Glas herauszuholen und zu formen, was mir natürlich nicht gleich gelang. Außerdem war ich nach dieser ersten Schicht meine langen Haare, die ich wie alle zu dieser Zeit trug, los und kam mit kurzen Haaren nach Hause. Auch die Augenbrauen und der Bart wurden manchmal von der Hitze und dem Feuer abgesenkt. Verbrannte Finger wurden irgendwann normal.

Ich begriff noch nicht, was ich da sah, spürte jedoch in mir den Wunsch: Das möchte ich probieren.

Nach drei Jahren ging ich ins Glaswerk Gräfenroda, um dort meine Lehre zu beenden. In Gräfenroda wurden Unterteile für Chemielabore, Aquarien, Glasbausteine und Fernsehröhren hergestellt – präziser gesagt: gepresst und geschleudert. Wie in einer Wäscheschleuder wird die Glasmasse bewegt, durch die Fliehkraft in die Form gepresst und zum fertigen Produkt nach oben geschleudert.

Schon bald nach meiner Lehre bekam ich die Möglichkeit, in die Herstellung von Gebrauchsglas in Schmiedefeld hineinzuschnuppern. Wir fertigten dort vor allem Weingläser und andere bunte Erzeugnisse. Doch die Arbeit sagte mir nicht sonderlich zu. Ich war den großen Objekten zuneigt. Also verabschiedete ich mich von Schmiedefeld und ging nach Stützerbach. Dort wurde Nachwuchs für das Freihandglas gesucht. Freihand wurden beispielsweise Böden, Stiele und Ausgüsse hergestellt.

Der Start war nicht leicht. Meine Kollegen – allesamt alteingesessene Glasmacher – fühlten mir und allen Neuankömmlingen auf den Zahn. Betrat dort jemand den Raum ohne zu grüßen, war er »unten durch«. Ich wurde von ihnen erzogen und musste mein Können unter Beweis stellen. Nach und nach akzeptierten mich alle, und ich arbeitete mich hoch. Es gab verschiedene Lohngruppen. Je mehr einer konnte, desto besser

wurde er bezahlt. Ich hatte eine Familie und Wünsche für die Zukunft, also gab ich mein Bestes. Ich wollte so gut werden wie die alten Glasmacher. Bei jeder Gelegenheit schaute ich ihnen über die Schulter. Ich wusste: Du musst genau hinsehen, wie sie das Glas über der Flamme drehen. Mit den Augen stehen, sozusagen. Je länger ich jedoch im

Betrieb arbeitete, desto öfter erlebte ich, dass sich die Alten zurückhielten und sagten: »Mach du mal. Ich bin zwar noch mit auf dem Stuhl, aber ich gucke nur und gebe dir Hinweise, wenn du Hilfe brauchst.« Sie gaben mir Ratschläge, ein anderes Werkzeug zu nehmen, das Glas heißer oder kälter zu verarbeiten. Solche Kleinigkeiten machten viel aus.

Nach der Wende wurde das Glaswerk in Stützerbach geschlossen. Wir mussten in das Technische Glaswerk Ilmenau wechseln, das von der Treuhand übernommen wurde. Viele ältere Kollegen gingen in den Vorruhestand, einige der jüngeren verließen den noch bestehenden Betrieb und wechselten in andere Berufe. Sie vertrauten der Treuhand nicht. Denn die war, wie wir alle wissen, den Arbeitern gegenüber nicht sehr treu. Das Werk wurde 1994 an Karl-Albrecht Geiß aus Hamburg verkauft. Er überraschte uns, als er auf einer Versammlung sagte, dass er das Glas-

werk nur übernehmen würde, wenn die Tradition der Glasmacher und Glasbläser fortgesetzt wird. Die Treuhand stimmte zu. Sie wollten das Werk loswerden. Zu unserem Glück hielt Herr Geiß sein Wort. Wir durften bleiben und die Tradition weiterführen.

Das Glaswerk wurde jedoch mit der Zeit verkleinert. Ich wechselte zur gegenüberliegenden Pilotanlage, in der zu DDR-Zeiten geforscht worden war. Herr Geiß baute hier eine neue Firma mit Pressen, Maschinenfahrern und Schleifern auf.

Wir schlifften Linsen für Schaugläser und stellten Fünzig-Liter-Flaschen aus Borosilikatglas für den US-amerikanischen Markt her. Borosilikatglas ist sehr schwer zu verarbeiten. Es muss glühend heiß sein. Wenn man nicht schnell genug und fortwährend arbeitet, wird es hart. Deswegen nennt man es auch »kurzes Glas«. Das Glas wird freihändig vorgeblasen, bevor man es in einer Form zum Endprodukt bringt. Man bekommt eine Zeichnung und dann muss jeder Knick, jedes Detail stimmen. Bei der Arbeit spielt die Konzentration eine große Rolle, wenn man kurz weg ist mit den Gedanken, geht schon mal etwas kaputt. Auch in der anschließenden Kühlung dürfen keine Fehler passieren, sonst besteht die Gefahr, dass das Glas durch die Spannung zerspringt.

Wir machten unsere Sache gut. Es kamen immer mehr Kunden, die spezielle Produkte in Auftrag gaben. Auch ausgefallene Dinge wie Wasserhähne für Badewannen. Diese wurden nicht freihändig geblasen, sondern in einer Form gepresst. Die Schwierigkeit bestand dann darin, die richtige Form herzustellen.

Als Herr Geiß plötzlich verstarb, fielen 2006 die Heuschrecken über das Glaswerk her. Sie schlachteten alles aus, ohne zu investieren. Unsere Arbeitsbedingungen wurden immer katastrophaler.

Das Werk ging zu Grunde, obwohl wir sehr viele Aufträge hatten und weltweit bekannt waren. Letztlich wurde es durch einen Insolvenzverwalter an eine tschechische Firma verkauft, die den Betrieb abwickelte.

Das Glaswerk steht heute leer und ist nur noch eine Hülle. Manchmal gehe ich hinein, doch der Anblick macht mich traurig. Ich war über zehn Jahre im Betriebsrat, erlebte Höhen und Tiefen des Glaswerks. 240 Männer und Frauen hatten hier mit Herz und Seele gearbeitet. Heute ist nichts mehr davon übrig.

Karl-Albrecht Geiß aus Hamburg wollte das Werk nur übernehmen, wenn die Tradition der Glasmacher und Glasbläser fortgesetzt wird.

Ich wollte so gut werden wie die alten Glasmacher. Bei jeder Gelegenheit schaute ich ihnen über die Schulter.

2006 fielen die Heuschrecken über das Glaswerk her. Sie schlachteten alles aus.

Vom Glasapparatebauer über den Ingenieur zum Berufsschullehrer

Peter Trautsch
Glasapparatebauer
geboren 1960

Mit Glas hatte ich in meiner Kindheit eigentlich nichts am Hut. Mich begeisterte der Wald, dort war ich mit den Eltern, Großeltern, meinem Bruder und Freunden oft unterwegs. Meine Entscheidung schien festzustehen: Ich werde Förster.

In dem Haus, in dem wir wohnten, befand sich ein Betrieb, der Gläser für die pharmazeutische Industrie herstellte. Dort arbeitete ein Bekannter

meines Vaters in der Qualitätskontrolle. Werner Fichtenmüller war gelernter Glasapparatebauer und hatte auch schon Lehrlinge ausgebildet. Als ich in der 8. Klasse war, riet mir mein Vater: »Geh doch mal hin und probiere das einfach aus.«

Mein Vater riet mir: »Geh doch mal hin und probiere das einfach aus.«

Das tat ich und besuchte mehrmals in der Woche nach der Schule den Glasbläser. Ich fand es spannend, das Glas mit der Brennerflamme zu erweichen und durch Aufblasen zu formen. Meine Begeisterung für diesen Beruf war geweckt. Nachdem mir Werner Fichtenmüller ein Talent für die manuelle Glasbearbeitung bescheinigt hatte, schickte ich zwei Bewerbungen ab: an einen Kunstglasbetrieb in Neuhaus und an das Werk für Technisches Glas in Ilmenau. An der Berufsschule des Werkes wurden Glasapparatebauer für viele Betriebe aus der gesamten DDR ausgebildet. Ich bekam von beiden eine Zusage. Beeindruckt von der Größe der Berufsschule, von den besseren Arbeitsbedingungen und den beruflichen Perspektiven, entschied ich mich, meine Lehre als Glasapparatebauer in Ilmenau zu machen und begann im September 1976.

An der Berufsschule bekamen wir zwei Jahre theoretischen und praktischen Unterricht. Ein weiterer wichtiger Bestandteil der Lehre war eine anschließende spezielle berufspraktische Ausbildung in einer der Glasbläsereien des Werkes.

Schon im Sommer 1979 nahm ich das Angebot an, als Ausbilder im berufspraktischen Unterricht an die Berufsschule in Ilmenau zurückzukehren und dort Lehrlinge auszubilden. In den folgenden Jahren qualifizierte ich mich nebenberuflich zum Industriemeister Glas und in einem fünfjährigen Abendstudium zum Fachschulingenieur für Technische Glasverarbeitung. Dies war Voraussetzung, um weiterhin in der berufspraktischen Ausbildung tätig zu sein.

Ich war gerade mit der Ausbildung fertig, als 1989 die Wende kam. Die praktischen Werkstätten wurden vom Christlichen Jugenddorfwerk übernommen. Die Verantwortlichen waren sich sicher, die einzige Glasbläserausbildung in den Einrichtungen der christlichen Jugenddörfer weiter ausbauen zu können. Doch das Gegenteil traf ein. Viele Glasbetriebe schlossen oder mussten ihre Produktion und den Personalbestand reduzieren. Es kamen immer weniger neue Lehrlinge nach Ilmenau. Die Leitung der Jugenddörfer riet den jungen Lehrkräften: »Macht halt eine Umschulung. Zahntechniker zum Beispiel könnten wir euch anbieten.«



Aber nach fünf Jahren Abendstudium wollte ich nicht mehr auf die Schulbank. In Ilmenau gab es einen Betrieb, der Hochspannungsleuchtröhren herstellte, den größten in der ehemaligen DDR und der Bundesrepublik. Dieser suchte gerade mehrere Leuchtröhrenglasbläser und schulte dazu auch Glasapparatebauer um.

Ich probierte es und entschied mich kurzerhand: Ja, das mache ich! Denn so konnte ich weiterhin als Glasbläser Glas manuell formen. Dennoch quälte ich mich zwei Jahre lang mächtig, die neuen Arbeitstechniken zu meistern. Ich musste den Handbrenner mit der Flamme exakt um das

Wir Umschüler wurden oft als »umgebaute Glasapparatebauer« bezeichnet. Aber ich hielt durch.

Glasrohr drehen und diese genau abwinkeln. Ich erweichte meterlange Glasrohrstücke, balancierte sie aus und brachte sie in die richtige Form. Auch die älteren Angestellten machten es mir nicht einfach. »Ihr bekommt hier Einarbeitungszeit, wir mussten gleich ran«, sagten sie. Wir Umschüler wurden oft auch als »umgebaute Glasap-

paratebauer« bezeichnet. Aber ich hielt durch.

Als Leuchtröhrenglasbläser arbeitete ich anschließend noch in einem weiteren Betrieb für Lichtwerbung und formte dort Schreiftypen aus geraden Glasrohren. Die Meisterschaft der Leuchtröhrenfertigung. In diesem Betrieb war ich wiederum an der Ausbildung mehrerer Lehrlinge zu Leuchtröhrenglasbläsern beteiligt und gab wöchentlich einige Unterrichtsstunden für Glasapparatebauer in der Werkstatt der Berufsschule.

2010 kam die LED auf den Markt. Hochspannungsleuchtröhren wurden plötzlich immer weniger gebraucht. Zufällig wurden zu dieser Zeit an meiner alten Betriebsberufsschule, jetzt Staatliches Berufsschulzentrum Ilmenau, zwei Stellen als Berufsschullehrer im Bereich Glasberufe frei. Da ich stets guten Kontakt zu den Lehrern dort gehalten hatte, rieten sie mir, mich zu bewerben: »Du hast doch einen Ingenieurabschluss. Möchtest du nicht, kannst du nicht? Mach doch einfach.«

Inzwischen gab es viele unterschiedliche Glasberufe und neue Lehrinhalte, Unterricht in Technologie, Werkstoffkunde, Fachmathematik, Fachzeichnen. Ich überlegte lange. Am letzten Tag vor Bewerbungsschluss sagte ich zu: Ja, ich mache das! Auch weil es im Leuchtröhrenbau immer schwieriger wurde.

Doch so schnell ging es nicht. Das Berufsschulzentrum konnte mich nicht mitten im Schuljahr als Berufsschullehrer übernehmen. Die ersten zwei Wochen war ich arbeitslos, ein weiteres halbes Jahr arbeitete ich als freiberuflicher Dozent auf Honorarbasis. Im September 2010 stieg ich

schließlich als Berufsschullehrer mit einer Festeinstellung ein. Die Unterstützung durch Kollegen, die Schulleitung und das zuständige Schulamt waren groß.

Seither unterrichte ich Glasapparatebauer, Glasveredler, Glasmacher, Flachglastechnologen und Verfahrensmechaniker für Glastechnik in verschiedenen Fächern. Die Auszubildenden kommen aus verschiedenen Landesteilen der Bundesrepublik. Die weiteste Anreise haben zurzeit Lehrlinge aus Rostock, Greifswald, Lübeck, Meißen und Reichenbach in der Lausitz. Flachglastechnologen kommen aus Erfurt, Nordhausen, Gotha und Sülzfeld. Sie alle kommen turnusmäßig für zwei oder drei Wochen zum theoretischen Unterricht in die Schule und absolvieren den praktischen Teil der Ausbildung in ihren Betrieben.

Glasapparatebauer werden heute gesucht. Um den Berufsnachwuchs zu sichern und den Beruf wieder bekannter zu machen, wurde das

»Netzwerk Glasapparatebau« gegründet, in dem sich alle Betriebe aus der Region Ilmenau, die Glasapparatebauer ausbilden, zusammenschlossen und gemeinsam werben. Auch Glasmacher werden gesucht, doch in den letzten zwei Jahren bildeten wir keinen aus. Die Glashütten in Lauscha, Reichenbach, Derenburg finden einfach keine Jugendlichen, die den Beruf erlernen wollen.

Auch einige ausländische Lehrlinge bekamen als Glasapparatebauer und Verfahrensmechaniker Ausbildungsverträge. Mit ihnen haben wir unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Eine der wichtigsten Voraussetzungen sind möglichst gute Kenntnisse der deutschen Sprache, denn der Unterricht ist anspruchsvoll: Wer da nicht mitkommt, hat keine Chance. Außerdem ist die Prüfungssprache Deutsch. Da gibt es keine Ausnahmen, und Hilfsmittel wie Smartphone, elektronische Übersetzer, längere Bearbeitungszeiten sind als Nachteilsausgleich nicht zugelassen.

Auch wenn ich mir nie vorstellen konnte, Lehrer zu sein, macht die Arbeit Spaß. Ich kann alle Erfahrungen, alles Gelernte der zurückliegenden Jahre, ob Theorie oder Praxis, im Unterricht nutzen. So gebe ich den Auszubildenden einen wichtigen Rat mit: »Lernt so viel euch möglich ist, eignet euch viele Kenntnisse und Fertigkeiten an, auch wenn ihr manchmal den Eindruck habt, dass ihr das gar nicht braucht. Einige von euch werden darauf zurückgreifen können. Man weiß selten, wo der Lebensweg hinführt.«

Um den Berufsnachwuchs zu sichern wurde das »Netzwerk Glasapparatebau« gegründet.

In den Fußstapfen eines Erfinders

Jürgen Müller-Blech
Glasbläser
geboren 1948

Mein Ur-Urgroßvater ist der Erfinder des ersten deutschen künstlichen Menschauges aus Glas: Ludwig Müller-Uri, der aus Lauscha stammende Pionier der Augenprothetik. 1835 wurde das erste von ihm gefertigte Glasauge einem Patienten eingesetzt.

Seit meiner Kindheit bin ich mit dem Glas verbunden. In meinem Elternhaus befand sich die Glasbläserei meines Urgroßvaters Louis Ernst Müller-Blech. Er stellte hauptsächlich Christbaumschmuck her und arbeitete für ein paar Jahre in der Glühlampenfabrik der Firma Edison und Swan in Newcastle upon Tyne. Nach seinem Sohn, also meinem Großvater, ist unser Familienbetrieb benannt: G. Gustav Müller-Blech Junior.

Mein Großvater lernte den Beruf des Glasbläfers bei seinem Vater. Von Lauscha aus verschlug es ihn bis nach Berlin, London, Rotterdam und Paris, wo er unter anderem Glühlampenkörper für den Eiffelturm herstellte. Schließlich kehrte er nach Lauscha zurück und übernahm die

Werkstatt seines Vaters. Als Kind stand ich oft neben ihm am Blasebalg und beobachtete, wie er das Glas mit meisterlicher Hand bearbeitete. Später durfte ich kleinere Arbeiten ausführen, etwa eine Weihnachtskugel blasen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg produzierte der Betrieb meines Großvaters vor allem Dekorations-

artikel, eine Spezialität waren Glastulpen, deren Blüten in Form geblasen und mit einem hohlen grünen Stiel versehen wurden. Aus Glasfasern wuchsen gerade oder gebogene Blätter. Unsere Kunstblumen, die es auch als ganze Sträuße gab, waren über Jahre ein Renner. Wir lieferten sie in viele europäische Länder – und sogar bis nach Indien.

Der Betrieb meines Großvaters wurde 1948 Mitglied der Handwerksge-nossenschaft Lauscha, deren Mitglieder sich den Einkauf von Material und den Vertrieb ihrer Produkte teilten. Als die DDR-Regierung von den

**Ich stand oft neben
ihm am Blasebalg und
beobachtete, wie er das
Glas mit meisterlicher
Hand bearbeitete.**





Genossenschaftlern verlangte, eine Produktionsgenossenschaft des Handwerks – kurz PGH – zu gründen, weigerten sich viele. Etwa siebzig Glasbläser ließen sich jedoch überzeugen und schlossen sich 1959 – im Jahre des zehnten Gründungsjubiläums der DDR – zur PGH Zehnter Jahrestag zusammen.

Um die zweihundert Glasbläser, darunter mein Großvater, hielten der Einkaufs- und Liefergenossenschaft weiter die Treue. Auf staatlichen Druck hin musste sie sich jedoch auflösen und sich 1966 mit ihren Werkstätten in die neu gegründete PGH Glaskunst eingliedern. Ihr Hauptgeschäft war künstlerisch gestaltetes Hohlglas: Christbaumschmuck, Vasen, Gefäße, Trinkgläser. Auch Figuren aus massivem Glas. Daneben Glasfasern, die die Porzellanindustrie für das Polieren von Goldrändern benötigte. Es gab nur noch wenige Betriebe, die solche Fasern herstellten, so entstand ein Engpass, der zeitweise derart dramatisch war, dass keine Goldränder poliert werden konnten. Um dem entgegenzuwirken, wurde sogar Rudi Fölsche, ein Mitarbeiter des Röhrenwerks in Neuhaus, freigestellt, um seinen längst aufgegebenen Familienbetrieb wiederzubeleben. Fortan stellte er in Heimarbeit Glasfasern her.

Mein Berufsweg war vorgezeichnet: Wie mein Großvater und mein Vater sollte auch ich Glasbläser werden. Mein Vater war ehrenamtlich Obermeister und für die Kunstglasbläser tätig. Ich hätte die Berufsfachschule in Lauscha besuchen können, doch die Ausbildung dort war nur noch für Christbaumschmuckbläser ausgelegt. Sie orientierte sich am Christbaumschmuck, da dieser gegen Devisen auch in den Westen und in die Sowjetunion exportiert wurde und die Nachfrage dementsprechend groß war. Freies künstlerisches Gestalten und andere wichtige Themen kamen zu kurz.

Das stellte sich schnell als Problem heraus. Denn durch die einseitig auf Weihnachtsbaumschmuck ausgerichtete Ausbildung waren nicht genügend Fachkräfte vorhanden, als mehr und mehr künstlerisch gestaltete Glasprodukte gefragt waren. Die PGH entschied, eine eigene Lehrwerkstatt aufzubauen, deren Anfänge bescheiden waren: Ein Lehrmeister weihte ein oder zwei Lehrlinge in die Geheimnisse des Handwerks ein. Später kamen weitere Ausbilder und Lehrlinge hinzu. Als die Kapazitäten nicht mehr ausreichten, baute der VEB Glaskunst Lauscha in Ernstthal eine zentrale Werkstatt, in der bis zu zwölf Lehrlinge ausgebildet werden konnten.

Mein Berufsweg war vorgezeichnet: Wie mein Großvater und mein Vater sollte auch ich Glasbläser werden.

Ich entschied mich also gegen die Schule in Lauscha und für eine Lehre als Glasapparatebläser an der Betriebslehrfachschule Technisches Glas in Ilmenau. Kaum hatte ich dort die Berufsausbildung mit Abitur beendet, musste ich eine Zwangspause einlegen: Ich wurde zur Nationalen Volksarmee eingezogen. Nach anderthalb Jahren Wehrdienst arbeitete ich in der Heimwerkstätte meines Vaters.

1972 wurde aus der PGH Glaskunst ein Volkseigener Betrieb. Die Glasbläser arbeiteten weiter in ihren eigenen Werkstätten. Unser Familienbetrieb hatte in den Jahren vor der PGH-Zeit bis zu sieben Glasbläser beschäftigt, zusätzlich einige Frauen, die Ware einpackten oder Glas versilberten. Später arbeiteten dort nur noch meine Großeltern und meine Eltern. Schließlich bildeten meine Eltern und ich die kleine »Belegschaft«, die weiter Dekorationsartikel herstellte, zum Beispiel Glaskugeln, die Geschäftsräume oder Schaufenster zierten. Als Anfang der Siebzigerjahre der Preis für das Silber, das zum Verspiegeln solcher Kugeln benötigt wurde, sehr stark anstieg, lohnte sich das Geschäft nicht mehr. Wir schwenkten um, lieferten fortan hauptsächlich Trinkgefäße – etwa Cognacschwenker, Wein- und Sektgläser.



Nach meiner Heirat wurde es zu Hause zu eng, meine Frau und ich bauten uns ein eigenes Haus, in dem meine eigene Werkstatt ihren Platz fand.

1979 stand der dreißigste Jahrestag der Gründung der DDR an. Die Liga für Völkerfreundschaft, in der verschiedene Organisationen zusammengefasst waren, die sich um die Beziehungen zu anderen Ländern kümmerten, organisierte opulente Ausstellungen im Ausland. In Lissabon, Rom und Paris präsentierte sich die DDR mit Beiträgen aus Kultur, Sport und Wirtschaft – ich stellte dort als einziger Glasbläser mein Handwerk vor. Es war meine erste Reise in den Westen. Bis dahin hatten meine Auslandsreisen nach Ungarn oder Bulgarien geführt, im Kulturzentrum der DDR in Budapest etwa hatte ich vorgeführt, wie Glas geblasen wird.

1981 wuchs der VEB Glaskunst durch den Zusammenschluss mit weiteren Betrieben erheblich und wurde Teil des Kombinats Wohnkultur Suhl. Der neue VEB Glaskunst, der achthundert Beschäftigte hatte, darunter etwa vierhundert Glasbläser, baute eine zentrale Lehrwerkstatt in Neuhaus auf, weil die Kapazitäten in der alten Werkstatt längst nicht mehr ausreichten. Glasbläser waren rar, trotzdem gab es zu wenig Lehrstellen. Kurz vor ihrem vierzigsten Geburtstag, der 1989 anstand, präsentierte sich die DDR mit Ausstellungen im Ausland, und ich stellte mein Handwerk in Athen vor. Am 7. Oktober 1989, kurz vor der penibel vorbereiteten Feier zum Jahrestag der DDR im Berliner Palast der Republik, war ich auf der Rückreise von Athen. Der Luftraum über Berlin war gesperrt, weil Staatsgäste aus den Bruderländern zur Feier per Flugzeug abreisten. Unsere Maschine landete mit sehr viel Verspätung. Am Bahnhof herrschte Chaos. Ich bekam grad noch eine Fahrkarte bis nach Halle, von wo ich mir mit einer Porzellanarbeiterin ein Taxi nach Lauscha teilte. Wenig später überstürzten sich die Ereignisse. Die Grenze ins nahe Bayern wurde geöffnet. Für unser Handwerk ergaben sich plötzlich ganz neue Perspektiven.

Im Frühjahr 1990, noch vor Einführung der D-Mark, stiegen die ehemaligen Mitglieder der 1972 aufgelösten PGH aus dem Volkseigenen Betrieb aus. 190 Glasbläser – unter ihnen auch ich – nutzten die Gunst der Stunde und gingen wieder eigene Wege. Wie so oft kam auch in diesem Fall die Bürokratie ins Spiel: Wir mussten die alte PGH wieder ins Leben rufen,

In Lissabon, Rom und Paris präsentierte sich die DDR mit Beiträgen aus Kultur, Sport und Wirtschaft – ich stellte dort als einziger Glasbläser mein Handwerk vor.

Wenig später überstürzten sich die Ereignisse. Für unsere Handwerk ergaben sich plötzlich ganz neue Perspektiven.

um sie schon am Tag darauf aufzulösen und eine GmbH zu gründen. Für einen fünfstelligen Betrag kauften wir die Firma, die bis zu ihrer Auflösung der Genossenschaft gehört hatte, zurück. Den Rest des abzuwickelnden VEB übernahm die Treuhand.

Die Heimwerkstätten unserer Glaskunst Lauscha GmbH stellten weiter Kunstglas, Trinkgläser, Dekorationsartikel und Produkte aus Massivglas her. Das Geschäft lief eine Zeit lang sehr gut. Doch zunehmend gaben unsere Kunden ihr Geld für andere Dinge aus, für Reisen etwa. Unser Absatz stagnierte, wir mussten das Unternehmen radikal verkleinern. Den Kollegen, die die GmbH verlassen mussten, zahlten wir ihre Anteile aus. Einige von ihnen machten sich selbständig. Die Firma schrumpfte auf dreißig Gesellschafter. Im Jahr 2002 wurde sie an die Farbglashütte Lauscha verkauft.

Die Farbglashütte war bereits 1853 gegründet worden, von einem Nachfahren der Familie Hans Greiner, die im 16. Jahrhundert eine Waldglashütte – und damit Lauscha – gegründet hatten. Aus der Produktion von Gläsern und Glasperlen ging die Herstellung von Christbaumschmuck und Glasmurmeln hervor – und auch das von meinem Ur-Urgroßvater erfundene Glasauge geht darauf zurück. Die Farbglashütte ist heute eine der letzten, die das von Ludwig Müller-Uri mitentwickelte Kryolithglas herstellen – ein lichtdurchlässiges, aber nicht-durch-

sichtiges Material für Augenprothesen.

Einige Jahre bevor unsere GmbH verkauft wurde, erkrankte ich an Krebs und wurde zum Invaliden – ein harter Einschnitt, denn ich konnte von da an nicht mehr arbeiten. Ich gab mich freilich nicht geschlagen, bis heute erledige ich in meiner

Werkstatt gelegentlich kleinere Aufträge.

Über die Jahre sammelte ich ein umfangreiches Wissen über die Geschichte unseres Ortes, das ich in den Lauschaer Heimat- und Geschichtsverein einbringe, inzwischen als Vorsitzender. Zwanzig Hobbyhistoriker kümmern sich außer um die Glastradition auch um den »Lauschner« Dialekt und um die Geschichte anderer Berufszweige, der Lauschaer Porzellanmaler etwa. Wir gestalten Ausstellungen und veröffentlichten Broschüren. Mir liegt es sehr am Herzen, die Geschichte unserer Stadt an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben, schließlich hat meine Familie einen entscheidenden Anteil daran.

Ich gab mich freilich nicht geschlagen, bis heute erledige ich in meiner Werkstatt gelegentlich kleinere Aufträge.

In der 16. Generation Glasbläser

**Herbert Müller-Sachs
Glasbläser
geboren 1944**

»Selbst, wenn draußen die Welt untergeht, du machst erst deine Sachen hier in der Werkstatt fertig – dann kann die Welt untergehen ...« – das war das Arbeitsethos meines Vaters. Ich bin in der 16. Generation Glasbläser, meine Familie gehört zu den Begründern dieser Tradition in Lauscha.

Als ich 1957, nach der achten Klasse, von der Schule abging, hatte ich als Sohn eines Glasbläfers keine andere Wahl: Es war ganz natürlich, dass ich diese Tradition fortsetzte. Schon sehr früh experimentierte ich in unserer Werkstatt mit Glas, erhitze es und staunte darüber, wie es – unter den hohen Temperaturen flüssig geworden – zu Boden tropfte. Später, in meiner Schulzeit, durfte ich Rohlinge für Gefäße herstellen. Oder unseren Schlangenvasen die Augen aufsetzen.

Diese Vasen in der Form einer sich aufstellenden Kobra lieferte mein Vater bis nach England. Die zerbrechlichen Stücke wurden behutsam in Holzkisten verpackt – auch dabei durfte ich helfen – und per Bahn in alle Himmelsrichtungen versandt. Mein Vater war ein Allroundtalent.

Aus seiner Werkstatt, in der auch meine Mutter arbeitete, kamen Trinkgläser, Cognacschwenker, Figuren aus Massivglas. Er wollte stets sein eigener Herr sein. Als die PGH Zehnter Jahrestag gegründet wurde, aus der später die PGH Glaskunst hervorging, weigerte er sich beizutreten.

»Ich bleibe selbstständiger Handwerker!«, entschied er. Doch da spielte der Staat nicht mit. Welcher Ausweg blieb nun meinem Vater? Er wählte das kleinere Übel und entschied, in die Lauschaer Farbglashütte einzutreten. Der noch nicht verstaatlichte Betrieb fertigte nicht nur Glas, sondern beschäftigte auch Glasbläser, die in Heimarbeit produzierten.

Nach der achten Klasse wechselte ich auf die Lauschaer Glasfachschule, in der ich sehr gute Lehrer hatte, etwa Alfred Böhm, ein ehemaliger

»Ich bleibe selbstständiger Handwerker!«, entschied mein Vater. Doch da spielte der Staat nicht mit.

Dozent am Bauhaus. Nach einem halben Jahr nahm mich ein Lehrmeister beiseite: »Deine Noten sind doch gut! Willst du nicht die zehnte Klasse nachholen?« Ich fand die Idee gut und drückte daher während der Lehre noch einmal die Schulbank. Doch Zahlen und Rechnen waren für mich seit jeher ein Graus: Noch nach der überstandenen Abschlussarbeit in Mathematik plagten mich zuweilen Albträume.

Nach der Berufsschule trieb ich mich oft noch eine halbe Stunde im Ort herum. Denn kaum, dass ich zu Hause war, musste ich im Betrieb meiner Eltern mit anpacken, oft arbeiteten wir bis neun Uhr abends. Mein Vater gab mir außer seinen Lebensweisheiten viele Kniffe mit auf den Weg. Etwa die Technik, mit der er die Stärke der Brennerflamme regulierte: Er

klemmte den Gasschlauch mit dem Ellbogen an der Tischkante ab und konnte so die Gaszufuhr steuern. Ich wandelte diese Technik ab und reguliere den Gasstrom heute mit einem Pedal.

Auch mein Onkel Otto Müller-Sachs, ein ausgezeichneter Glasbläser, war mir ein »Lehrmeister«.

Ich saß als Lehrling zwischen vielen Stühlen, doch das empfand ich nie als Belastung.

Kam ich auf dem Weg von der Berufsschule an seiner Werkstatt vorbei, schaute er oft aus dem Fenster: »Na, was hast du denn heute gelernt?« Ich erzählte vom Unterricht, er wollte wissen wie mir dieser oder jener Handgriff beigebracht worden war. »Nein, Junge«, korrigierte er mich manchmal, »das macht man doch ganz anders!« Ein zweiter Onkel, Arnd Greiner-Leben, ehemaliger Lehrer an der Glasbläferschule, hatte wiederum eine ganz andere Meinung. Ich saß als Lehrling zwischen vielen Stühlen, doch das empfand ich nie als Belastung.

Nach der Lehre wollte ich Meister werden und begann die theoretische Ausbildung. Da kam die Einberufung zur Armee nach Erfurt. Zum Glück wurde mir genehmigt, den praktischen Teil der Meisterausbildung während der Armeezeit zu absolvieren. Das bescherte mir alle zwei Wochen Heimurlaub, da die Ausbildung in Lauscha stattfand.

Nach Wehrdienst und bestandener Meisterprüfung wollte ich zum VEB Glaskunst gehen, denn dort arbeiteten die besseren Glasbläser. Doch es galt ein Einstellungsverbot: Der VEB durfte keine neuen Glasbläser aufnehmen. Wie mein Vater begab ich mich also unter das Dach der Farbglashütte.

1965 heiratete ich und zog mit meiner Frau in ihr Elternhaus, in dem es wie bei mir zu Hause eine Glasbläserwerkstatt gab, die jedoch leer stand. Mein Schwiegervater konnte nicht mehr als Glasbläser arbeiten, seit er mit einem Lungenschaden aus der Kriegsgefangenschaft in der Sowjet-

union wiedergekommen war. Mein Vater nahm mir übel, dass ich nicht zu Hause blieb, hatte er mir doch bereits eine Werkstatt eingerichtet. Ich konnte ihn damit besänftigen, dass ich ihn weiter oft um Rat fragte.

Eines Tages standen zwei Herren in Schlips und Kragen vor meiner Tür:

»Guten Tag, wir kommen von der Steuerfahndung.« Was ist denn jetzt los?, fragte ich mich. »Sie haben vor zwei Jahren hundert Sektgläser angefertigt ...« In Lauscha war es Gang und Gäbe, dass jeder »schwarz« etwas nebenbei produzierte. Die Chefin des Hotels Thüringen Tourist in Suhl hatte mich beim Skifahren angesprochen: »Silvester kommt Prominenz, die SED-Bezirksleitung, ich brauche hundert Sektgläser!« Jeder Gast, so war ihr Plan, sollte aus einem individuellen Glas trinken. »Wende dich doch an den VEB Glaskunst!«, hatte ich zunächst abgewiegelt. »Da war ich schon«, erwiderte sie hilflos, »die schaffen das nicht bis zum Jahresende.« »Na gut«, lenkte ich ein, »die hundert Sektgläser kann ich dir nebenbei machen.«

Nach dem erledigten Auftrag unterschrieb ich eine Quittung über das Geld, das ich dafür bekommen hatte. Diese Quittung war nun in den Unterlagen des Hotels für das Finanzamt gelandet. »Woher stammte denn

Mein Vater nahm mir übel, dass ich nicht zu Hause blieb, hatte er mir doch bereits eine Werkstatt eingerichtet.



das Glas?«, wollten die Kontrolleure also von mir wissen. Ich erklärte umständlich, dass ich mit dem Betrieb meines Vaters auch Material übernommen und für den Auftrag verwendet hatte. Man prüfte, wie es bei mir mit der Planerfüllung stand. Da gab es aber nichts auszusetzten, denn ich lag meist über der Norm. Am Ende musste ich die Einnahmen, die ich mit den Sektgläsern erzielt hatte, versteuern und kam somit zu einer Steuernummer. Die ermöglichte es mir nun offiziell, etwas dazuzuverdienen.

Mit zwanzig bis dreißig Glasbläsern traf ich mich ab und zu im Lauschaer Museum für Glaskunst. Wir fachsimpelten und tauschten uns über Neuigkeiten aus. Der Museumsdirektor ermahnte uns, uns weiterzuentwickeln. Auf seinen Vorschlag hin entschieden zwanzig von uns, Glasgestalter zu werden und berufsbegleitend die Fachschule für angewandte Kunst in Schneeberg zu besuchen. Wir belegten Wochenendkurse, manchmal kamen die Dozenten nach Lauscha, für längere Studienaufenthalte nahmen wir Urlaub oder bummelten Überstunden ab. 1972

»Nun würde ich gern umsetzen, was ich im Studium gelernt habe!«

hatte ich das Designerdiplom in der Tasche und verlangte im Betrieb: »Nun würde ich gern umsetzen, was ich im Studium gelernt habe!« Doch ich sollte weiter Standard produzieren: Trinkgläser und einfache Gefäße. Ich rebellierte: »Weshalb

habt ihr mich zur Fachschule delegiert?« Mein Protest verhallte ungehört. Das wollte ich mir nicht bieten lassen.

Ich erhoffte mir als Nicht-Genosse Hilfe von der Partei und vereinbarte einen Termin in der SED-Kreisleitung, bei der ein ehemaliger Schulkamerad von mir arbeitete. Ich erzählte ihm, was mir wiederfahren war. Wenig später wurde ich von der Leitung des VEB aufgefordert, Muster der von mir geplanten Kleinserien in aufwändigem Design anzufertigen. Die Muster wurden für gut befunden, und der Betriebsleiter erhielt die Weisung, er möge mich meinen Fähigkeiten entsprechend einsetzen. Endlich konnte ich meine Ideen umsetzen. Meine Stücke gingen auf die Reise zu Messen – auch in den Westen, etwa nach Frankfurt am Main – und fanden dort reißenden Absatz. Ich sollte fortan größeren Stückzahlen produzieren, was mich zeitweise an die Grenzen meiner Leistungsfähigkeit brachte, weil ich ja auch das Tagesgeschäft erledigen musste.

Da ich in der Farblashütte immer öfter mit Material von schlechter Qualität arbeiten musste und ich als Reaktion auf meine Beschwerde sogar eine Abmahnung bekam, ging ich zornig in den VEB Glaskunst. Als ich dem Chef erzählte, dass ich in der Farblashütte aufhören würde, freute er sich. »Kannst gleich bei uns anfangen!«, sagte er. Ich bat in der Hütte

um den Aufhebungsvertrag, was dort für einige Verwunderung sorgte, und wechselte in den VEB, in dem ich nach einem Jahr Brigadeleiter wurde. Mein Team aus Heimarbeitern wurde mehrmals als »Brigade der sozialistischen Arbeit« ausgezeichnet. Ich arbeitete weiterhin in der heimischen Werkstatt, die ich von meinem Schwiegervater übernommen und erweitert hatte.

Noch bevor 1990 die Währungsunion kam, stieg ich aus dem VEB aus, um mich mit unserem Betrieb selbstständig zu machen. »Geh nur, irgendwann kommst du wieder«, spotteten meine Kollegen. Ihre Unkenrufe hielten mich nicht von meinem Vorhaben ab. Während der ersten Monate wickelte ich noch einige Aufträge ab, die ich über den Betrieb bekommen hatte, streckte meine Fühler aber auch nach neuen Abnehmern aus.

»Geh nur, irgendwann kommst du wieder«, spotteten meine Kollegen.

Eine Kundin aus dem Westen, die bereits vor 1989 Vasen von mir über den VEB gekauft hatte, die ich aber nie persönlich kennenlernen durfte, stand eines Tages in meiner Werkstatt und fragte verwundert: »Kann ich jetzt bei Ihnen direkt kaufen?« »Ja, Sie können!«

Ich hatte zu DDR-Zeiten zehn Mark für solch eine Vase bekommen. Nun, als Selbständiger, musste ich anders kalkulieren und 16 bis 17 D-Mark veranschlagen. »Das ist zu teuer«, klagte die Kundin. Ich besuchte sie später in ihrem Laden bei Stuttgart. Da stand meine Vase für siebzig Mark ...

»Weißt du was?«, schlug meine Frau vor, »Lass uns doch auf Messen gehen und direkt an Kunden verkaufen!« Ich gab ihr Recht. Von der Handwerkskammer gefördert, reisten wir auf Messen und Märkte. In Frankfurt am Main traf ich meine Kundin, die die Vasen bei mir gekauft hatte. »Was machen Sie denn hier«, fragte sie verwundert, »sollten Sie nicht zu Hause sitzen und Ware produzieren?« »Ich vertreibe meine Waren jetzt selbst!«, entgegnete ich. Zwar verlangte ich für meine Vasen nicht siebzig Mark, sondern nur fünfzig, trotzdem machte ich

»Ich vertreibe meine Waren jetzt selbst!«, entgegnete ich.

einen guten Schnitt. Nach und nach bauten wir uns einen Kundenstamm auf. Einige Kunden wollten lieber direkt in der Werkstatt einkaufen, das war auch für uns günstiger. Das Geschäft florierte. Wir hatten Mühe, die vielen Aufträge abzuarbeiten. Meine Frau – von Haus aus Laborantin und schon vor 1989 als Hilfskraft in meiner Werkstatt tätig – übernahm das Büro. Denn die Bürokratie für unseren Kleinbetrieb war inzwischen ähnlich umfangreich wie in einem großen Unternehmen.



Meine Tochter wollte zu DDR-Zeiten Kindergärtnerin werden, doch sie bekam keine Lehrstelle. Notgedrungen lernte sie Glasbläserin, legte auch ihre Meisterprüfung ab. Für mich ein Glücksfall. Ich übergab ihr 2014 das Geschäft und arbeite heute nur noch ab und an in der Firma.

Die Berufsschule, auf der ich mein Handwerk erlernt hatte, existiert heute noch als Berufsfachschule Glas Lauscha. Es gibt nur noch eine weitere, in der auch künstlerische Glasgestaltung gelehrt wird, in Zwiesel in Bayern. Der Landkreis Sonneberg nahm eine Millionensumme in die Hand und finanzierte die Schule mit Hilfe europäischer Gelder. Es besteht zwar Interesse an der Ausbildung zum Glasbläser, doch leider bleiben nur wenige ihrem erlernten Beruf treu.

Fleiß zahlt sich aus

**Stefan Winzer
Zimmermann
geboren 1981**

Ich wusste schon immer, dass ich einen Handwerksberuf erlernen würde. Denn sowohl mein Vater als auch mein Großvater arbeiteten als Handwerker: Mein Opa war Werkzeugmacher und mein Vater Maurer. Ich wuchs in Mellenbach-Glasbach auf, bastelte schon als Kind Holzspielzeug und baute im Wald Buden. Wie jeder, der in unserem Dorf aufwuchs, war auch ich ein kleiner Handwerker.

Nach der zehnten Klasse wollte ich in die Fußstapfen meines Vaters treten und bewarb mich für eine Maurerlehre. Doch weil es Mitte der Neunzigerjahre kaum Lehrstellen gab, wurde daraus nichts. Zum Glück vermittelte mir das Arbeitsamt schließlich eine Stelle und so konnte ich 1998 beim Holzbaubetrieb Saale Holzbau GmbH meine Lehre als Zimmermann beginnen.

Die Lehrzeit war nicht einfach. Ich hatte zwei Lehrlingskollegen und einen strengen Lehrmeister. Doch weil ich in meiner Freizeit viel in der Werkstatt war, Handwerksbücher las und Interesse für den Beruf zeigte, bevorzugte er mich gegenüber den anderen. Ich musste nicht auf Montage fahren, half am Wochenende bei sämtlichen anfallenden Arbeiten rund um Haus und Hof aus und bekam bereits nach einem halben Jahr größere Aufgaben zugeteilt. Ich arbeitete viel mit meinem Lehrmeister zusammen, während meine Kollegen den Gesellen zugeteilt wurden.

Nach der Lehre blieb ich im Betrieb, doch es gab kaum Aufträge. Um neu zu bauen, fehlte es den meisten Haushalten an Geld, weshalb wir zumeist nur Reparaturarbeiten leisteten. Wie viele andere Handwerksbetriebe meldete der Inhaber unserer Firma Anfang der Zweitausenderjahre die Insolvenz an. Ich dachte: »So kann es doch nicht weitergehen«, und kündigte, bevor es mit der Abwicklung des Betriebs richtig losging.

**Nach der Lehre blieb
ich im Betrieb, doch es
gab kaum Aufträge.
Um neu zu bauen, fehlte
es den meisten
Haushalten an Geld.**

Ich bekam Arbeit bei einem Dachdecker in Königssee, der auch Holzarbeiten anbot. Doch wie sich herausstellte, gab es auch hier nur wenig Arbeit für einen Zimmerer. So musste ich nach zwei Jahren den Betrieb

Wenn du sowieso hier weg musst, kannst du auch gleich Erfahrung im Ausland sammeln.

verlassen. Das bekümmerte mich nicht, denn schließlich konnte ich wieder einen Neuanfang wagen, mich auf etwas Neues einlassen.

Eines war klar: Ich wollte Holzkonstruktionen herstellen. Doch in unserer Region gab es kaum Stellen im Holzbau. So sagte ich mir: Wenn du so-

wieso hier weg musst, kannst du auch gleich Erfahrung im Ausland sammeln. Außerdem war ich nach der Lehre nicht auf Wanderschaft gegangen. Das könnte ich nun nachholen. Doch der Entschluss, meinem Heimatdorf nur wegen der Arbeit den Rücken zu kehren, fiel mir nicht leicht.

Letztlich rang ich mich durch und beschloss, in die Schweiz zu gehen. Dort hatten bereits andere Handwerker aus meinem Dorf Arbeit gefunden. Ein paar Monate vor meiner Abreise rief ich bei verschiedenen Firmen an, um mich zu erkundigen, ob sie Zimmerer brauchten. Ein Betrieb schien vielversprechend. Der Meister war interessiert und wollte mich persönlich kennenlernen.

So kam ich 2008 nach Graubünden in der Nähe von Davos. Unterkunft fand ich bei einem Bekannten. Nach einer Woche erfuhr ich, dass die Firma mich doch nicht einstellen würde. Ihr ehemaliger Lehrling, der gerade von der Armee zurückgekehrt war, erhielt die Stelle. Ich ließ mich von der Nachricht nicht unterkriegen und kam kurz darauf bei einem anderen Holzbaubetrieb unter.

Während meines mehrjährigen Aufenthalts in der Schweiz arbeitete ich für vier verschiedene Zimmereien. Ich konnte zwar viel lernen, doch die

Ich konnte zwar viel lernen, doch die Zeit im Ausland war eine Herausforderung.

Zeit im Ausland war auch eine Herausforderung.

Es fiel mir schwer, Freundschaften zu schließen, ich hatte nie das Gefühl, zu meinen Kollegen dazugehören. Ab und zu wünschte ich mir, sie würden fragen: »Willst du mal mit uns was unternehmen?« Doch das passierte nicht. Jeder

machte sein eigenes Ding. Trotzdem erlebte ich viele positive Momente. In den Bergen konnte ich im Winter jedes Wochenende Skifahren, von meinen Kumpels aus der Heimat bekam ich oft Besuch.

Nach etwa anderthalb Jahren begann ich eine dreijährige berufsbegleitende Meisterlehre in einer höheren Fachschule in der Stadt Chur. Von





Montag bis Donnerstagnachmittag verdiente ich Geld, Donnerstagabend und Freitag war ich in der Schule. So konnte ich mir die Ausbildung leisten. In der Winterpause gab es auch mal zwei bis drei Wochen am Stück Unterricht.

Als ich meinen Meisterabschluss in der Tasche hatte, fühlte ich mich bereit, nach Hause zurückzukehren – und in Mellenbach-Glasbach mein eigener Chef zu werden. Mein Schweizer Meisterabschluss wurde auch in Deutschland anerkannt, und so meldete ich mein Teilgewerbe für Zimmerei, Holz- und Bautenschutz an. Ich hatte keine richtige Vorstellung von der Selbstständigkeit und konnte nicht wissen, ob sich dieser Schritt lohnen würde. Deshalb arbeitete ich nebenbei gemeinsam mit einem anderen Zimmerer als Subunternehmer bei einer Hausbaufirma. Seit 2015 widme ich mich ganz meiner Selbstständigkeit und bekomme regelmäßig Aufträge. In Zusammenarbeit mit anderen Firmen und Selbstständigen baue ich unter anderem Carports, Dächer, Holzhäuser, Terrassen und saniere Fassaden.

Irgendwann möchte ich einen Lehrling an Bord holen, doch dafür ist die Zeit noch nicht reif. Es muss jemand sein, der Verständnis für den Beruf mitbringt und diesen auch wirklich ausüben will. Jemand, der Verantwortung übernimmt. Denn heutzutage geben junge Menschen oft viel zu schnell auf. Nicht selten bekommen sie zu hören: »Wenn dir der Beruf nicht gefällt, kannst du ja etwas Anderes machen.« Doch ich möchte einen Lehrling haben, der meine Tugenden teilt. Ich brauche jemanden, der pünktlich, ehrlich und fleißig ist und Ehrgefühl für die Arbeit verspürt. Deshalb lasse ich mir bei der Suche noch ein wenig Zeit.

Ich möchte einen Lehrling, der meine Tugenden teilt und Ehrgefühl für die Arbeit verspürt.

**In dieser Reihe erscheinen
weitere Publikationen für:**

Annaberg-Buchholz
Chemnitz
Dornburg-Camburg
Lehesten
Waldenburg
sowie für die Regionen:
Altenburger Land
Erzgebirge
Meißen
Saale-Holzland-Kreis



IMPRESSUM

© Rohnstock Biografien, Berlin 2020
Schönhauser Allee 12
10119 Berlin
Tel: 030/40504330
info@rohnstock-biografien.de
www.rohnstock-biografien.de

1. limitierte Auflage: 1.000 Exemplare

Alle Rechte vorbehalten. Texte dürfen mit Genehmigung des Herausgebers Rohnstock Biografien und unter Nennung des Projekts »Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft« für nicht kommerzielle Zwecke verwendet werden. Wir bitten um Zusendung eines Belegexemplars an Rohnstock Biografien.

Herausgeber und Redaktion: Rohnstock Biografien
Handwerkerportraits und Landschaftsfoto:
André Kranert @ Fotografie A. Kranert
Fotos auf Seiten 10, 25, 28, 33, 45, 48: privat
Gestaltung: Juliane Pieper
Druck: Druckerei Willy Gröer GmbH & Co. KG

Für den Inhalt der Texte zeichnen die namentlich genannten Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich.

*Das Projekt »Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft« wird gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.